

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 214.

Dienstag, 14. September.

1915.

(15. Fortsetzung.)

## Friedels Liebe.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Anna von Penhuyß.

Die Marquise de Coroman hatte in ihrer zeremoniösen Weise durch ihre Kammerfrau bei der Gräfin Sorhagen anfragen lassen, ob sie ihr eine Unterredung gewähren würde. „Mit Vergnügen sehe die Gräfin dem Besuche der Frau Marquise de Coroman entgegen“, lautete der Bescheid.

Was mochte die Dame nur von ihr wünschen, sann die Gräfin, hoffentlich hielt sie ihr keinen Vortrag über die Genealogie adeliger Familien. „Die wäre wirklich fähig, mir einen Extrabesuch zu machen, wegen einer langweiligen Stammbaumaufgabe“, meinte sie zu Friedel, die sich an den Strand hinunterbegab.

Die Marquise erschien. Ihr Gesicht barg sich wie immer unter einer dicken Puderfärbung und ihre dichten, weißen Haare lagen in wohlgeordneten Locken um den Kopf. Daß die Marquise eine Perücke trug, war außer Frage. Das Kleid aus stumpfer, schwarzer Seide kleidete ihr schmale, kleine Kokosfigur ausgezeichnet und die für ihr Alter auffallend glatten ringsumelnden Kinderhände spielten grazios mit einem Spitzenfächer; ein feines Muster, das sich über gelblich gewordene Ellenbeinstangen spannte.

Die Gräfin ging ihrem Besuch liebenswürdig entgegen und geleitete die Marquise zu einem Sessel. Dann setzte sie sich gleichfalls.

„Meinen herzlichsten Dank, teuerste Gräfin, daß Sie mich empfangen“, begann sie mit ihrer leisen Stimme. „Ich komme mit einer Bitte zu Ihnen, verzeihen Sie ma chérie, die Belästigung, doch bin ich überzeugt, Sie werden meine Bitte erfüllen. Adieu muß ja zusammenhalten, nicht wahr, Gräfin?“

Die andere deutete ihre Zustimmung durch ein Neigen des Hauptes an.

„Ich habe plötzlich eine Ausgabe und sehe zu meinem Schrecken, in meiner Kasse befindet sich nicht mehr die nötige Summe.“

Gleich monotonem Fliegenstimmungen klang das Stimmchen in dem hohen Hotelkaton.

Befremdet schaute die Gräfin. Lebhafter bewegte die Marquise der vergilbten Ellenbeinfächer und schneller redete sie weiter. „Ich bin nun in einer großen Verlegenheit, sans doute, wenn ich an meinen Notar despatchesiere, habe ich das Geld nicht vor morgen. Am ersten, das ist in drei Tagen, schickt er mir so wie so eine größere Summe.“ Sie lächelte fast kokett — wie nur alte Marquisen lächeln können, ging es der Gräfin durch den Sinn — „und nun möchte ich Sie bitten, meine liebe Gräfin Sorhagen mir auszuweichen, nicht viel, nur fünfhundert Gulden, in drei Tagen zahle ich zurück, mit tausend Dank.“

Gräfin Sorhagen lächelte gleichfalls. Wenn die Bitte nicht größer war, die konnte sie leicht erfüllen. Sie entnahm ihrem silbernen Handtäschchen das Geldwäschchen und reichte die Scheine freundlich der Marquise.

„Sie sind charmant, Gräfin, ich bin Ihnen sehr ver-

pflichtet.“ Sie zog einen altmodischen Ring vom Finger, zwei Klauen hielten einen Smaragden mit Brillanten.

„Er gehörte der grand-mère de Coroman vous savez, die unter Robespierre die Guillotine bestieg, ein teures Andenken, nehmen Sie ihn als Unterpfand für das Geld, Gräfin.“

„Nein, Frau Marquise, bitte, dergleichen ist unter uns nicht nötig.“

Die Marquise hörte heute wieder besonders schwer, sie verstand die Einwände der Gräfin nicht und als sie mit nochmaligem Dank zur Tür schritt, lag der Ring auf dem Tisch. Gräfin Sorhagen schloß ihn in ihre Kassetten, notgedrungen mußte sie ihn vorläufig behalten, bis das Geld zurückgezahlt war.

Nachmittags auf dem Pic fand sich die Marquise nicht ein, auch ihre Enkelin nicht. Am nächsten Tage nahmen im Hotel an der Tafel Fremde die Plätze der beiden französischen Damen ein. Sollte die Marquise krank sein? Gräfin Sorhagen fragte den Hoteldirektor. Der erwiderte verbindlich, die Frau Marquise de Coroman hätte infolge einer wichtigen Depeche, die sie heimrief, bereits gestern nachmittag mit Fräulein Louison de Coroman abreisen müssen.

Ein paar Tage wartete die Gräfin noch auf Nachricht von der Marquise, dann vertraute sie die Geldgeschichte der Baronin Stelfeld an.

„Wir sind einer Schwindlerin in die Hände gefallen“, rief die aus und zog aus ihrem Portemonnaie einen Ring, der jenem, den die Marquise der Gräfin gab, vollkommen gleich.

„Der Ring der grand-mère de Coroman vous savez, die unter Robespierre die Guillotine bestieg“, kauft sie die Baronin.

Jonkheer van Moelen stand in der Nähe. Er ward aufmerksam. „Was haben Sie da für einen Ring, gnädige Frau“, fragte er, „ich kann Ihnen nämlich den gleichen zeigen. Der Ring der grand-mère de Coroman“, lachte er, „die adelstolze Marquise scheint uns ja allen solchen Ring zum Andenken hinterlassen zu haben. Meiner kostet mich tausend Gulden.“

„Meiner fünfhundert“, rief die Gräfin.

„Meiner nur dreihundert“, schloß sich die Baronin an.

Es gab aber noch mehr Leidtragende unter der Scheveninger Badesellschaft; die Ringe der grand-mère waren Stück für Stück vielleicht zehn Franken wert.

Scheveningen hatte Unterhaltungsmittel.

Inzwischen rüdte die Heimreise der Sorhagenschen Damen allmählich näher und immer häufiger suchte van Moelen die Gesellschaft der Komtesse.

„Er hält nächsten um dich an, Friedel“, sagte die Gräfin, „und wirklich, ich glaube, ihr paßt sehr gut zusammen. Jedenfalls denke ich, tun wir ihm den Gefallen, uns sein Schloß anzusehen. Schaden kann es auf keinen Fall.“



„Gott Mama, muß ich denn überhaupt heiraten?“ ein spöttischer Zug formte ihren jungen Mund hart und scharf. In der Gräfin erwachte ein Argwohn, den sie schon einmal von sich gewiesen. Sollte Friedel den hübschen Better geliebt haben und noch immer lieben? Täuschte sie sich in ihrem Kinde? Trug Friedel tief geheimes Leid und wußte es nur stolz vor denen, die ihr nahestanden, zu verbergen? Die Mutterliebe in ihr erhob lauschend das Haupt.

„Friedel, komme bitte her zu mir.“

Friedel folgte, ihr hoher Wuchs überragte die Mutter. Mit fragenden Augen sagte die Gräfin leise und eindringlich: „Friedel, mein liebes, liebes Kind, sei ehrlich, vertraue dich mir an. Ich weiß, ein Kummer drückt dich.“

— — — „Aber Mama“, hell auf lachte Friedel, „du siehst Geipenster! Wenn ich Kummer habe, dreht er sich höchstens um meine Toilette oder dergleichen und du brauchst wirklich nicht so'n tragisches Gesicht aufzusetzen.“

Friedel hatte recht, sie sah Geipenster. Schnell beruhigt lenkte sie wieder auf van Moelen hinüber. „Vorsichtig muß man allerdings gegen Ausländer sein“, äußerte sie, „die Erfahrung verdanken wir der Marquise de Coroman, aber der Holländer ist kein Talmi, wie der Ding der grand-mère. Jontheer van Moelen ist echt“ — fügte sie überzeugt hinzu.

An seiner Echtheit und an seinem Reichtum zweifelte Friedel gleichfalls nicht, nicht einen Augenblick, und sie hatte ihn auch bereits gern gewonnen, gern wie einen guten Freund. Ihr Herz blieb dabei ruhig. Das schlug nur in tollen, verzweifelten Schlägen wie ein böser harter Eisenhammer, wenn das Erinnern an den anderen sie marterte. An den anderen, der nun bald die Komödiantin zum Altar führte, und dem sie einen albernen Glückwunsch gesandt, damit niemand das geringste von ihrer Verzweiflung und Not ohne.

Van Moelen reiste ab. Er nahm das Versprechen mit sich, daß die Damen nach Dudeburg kommen würden.

Am liebsten hätte Friedel wieder abgeschrieben; seit der blonde Holländer sich nicht mehr in ihrer Nähe befand, ward ihr erst mit vollster Deutlichkeit klar, welche sicheren Hoffnungen sie durch ihr Versprechen in ihm geweckt. Und durfte sie das? Dürfte sie die Frau eines rechtlich und vornehm denkenden Mannes werden? War es nicht besser, ihr Versprechen rückgängig zu machen? Aber nein, das konnte nicht sein, die Mutter wachte und lauerte. „Arme Friedel Sorhagen!“ Leise sprachen es ihre Lippen, niemand brauchte es zu hören.

Sie stand vor dem Spiegel ihres Zimmers und wand den seidenen Reifeschleier um den leichten Panamahut. „Sei nicht so unbändig stolz!“ warnte eine Stimme in ihr, „geh zur Mutter, klage ihr dein Leid! Sie wird dich verstehen.“ Dann flog wohl ein Telegramm nach Dudeburg, das meldete dem blonden Mann, daß sie wegen eines wichtigen Vorkommnisses gezwungen waren, sofort nach Frankfurt durchzureisen.

Jontheer van Moelen würde verstehen.

„Friedel, bist du bald fertig, es ist Zeit, wir müssen an die Bahn“, rief die Gräfin eben zur Tür herein.

Fest preßte Friedel die Lippen zusammen. „Sei nicht so unbändig stolz, Friedel Sorhagen“, mahnte es noch einmal in ihr. Und sie ging zur Mutter, doch hoch trug sie das Haupt und in ihren Augen lag Stolz und Trost. „Ich bin bereit“, sagte sie gleichmütig.

Jontheer van Moelen erwartete die Damen am Utrechter Bahnhof, mit tiefer Verbeugung half er ihnen heraus und führte sie zum Wagen. Ein moderner bequemer Landauer, Kutscher und Diener trugen grüne Livree mit Wappentressen. Zwei prächtige Friesen scharrten ungeduldig den Boden, ihr silberbeschlagenes Geschirr funkelte weißleuchtend in der Sonne auf.

„Ein schönes Gespann, Herr van Moelen“, sagte Friedel. Bestimmend nickte die Gräfin und dachte: der Anfang ist vielversprechend und der Reichtum des Holländers scheint sehr solide zu sein.

Leicht fuhr der Wagen dahin, die Gummiräder wehrten jedem Stoß auf dem manchmal nicht ganz einwandfreien Pflaster der Stadt.

„Utrecht war das alte Trojectum der Römer“, erklärte van Moelen, „hier besaßen sie ein Kastell.“ Er nannte die Plätze, an denen man vorbeikam, und plauderte von dem alten Rhein, der mitten durch die Stadt fließt. Träge, müde, schmutzig. Niemand, der das grüne Gewässer so dahinkriechen sieht wie einen altersschwachen Greis, begreift, daß es dasselbe Wasser ist, das breit und majestätisch durch Deutschland zieht, in dessen Wellen sich stolze Burgen und blühende Städte spiegeln. Auf dem großen Schiffe fahren und den so viele Dichter besingen. — Hier ist ihm nichts geblieben, nicht einmal sein Name. O, sehet nimmer sein würdeloses Dasein, wie er sich hinschleppt zwischen den alien Häusern Utrechts!

In schnellerem Tempo lenkte der Kutscher in eine Lindenallee. Die Gebäude der Stadt verschwanden, Randhäuser tauchten hinter weitstehenden Bäumen auf, hohe Spiegelscheibenfenster glitzerten zitternd. Riesenaugen, die mit flimmerndem Blick über Hollands Flachland schaueten, ob auch niemand nahe, die Behaglichkeit der kleinen Villa zu stören. In der Ferne eine mächtige Baumgruppe, über die Gipfel lugte neugierig ein Turm.

„Dudeburg“, sagte van Moelen, und seine Hand wies zu dem Turm hinüber, der immer deutlicher sein Haupt zeigte.

„Schloß Dudeburg stammt aus dem achtzehnten Jahrhundert“, erzählte der Holländer, seine Blicke hingen fast zärtlich an Friedels Gesicht, das der flatternde Schleier so lieblich umrahmte. Ihm war's, als führe er das Glück nach Dudeburg, in dem es so still geworden, seit seine Mutter starb. Die hatte gern Gäste um sich gesehen und viel Verkehr gepflogen. Wenn eine junge Herrin in die alten Mauern einzog, würde das alles wiederkehren, Lust und Freude. Dann war sie zu Ende, die Einsamkeit, dann hielt er das Glück im Arm. Viele Frauen waren an ihm im Leben vorbeigeschritten, viele Augenpaare hatten begehrt nach Dudeburgs altem Turm geschaut und nach dem stattlichen Mann, der einer der reichsten im Lande war, doch keine hatte in ihm ein Verlangen nach ihrem Besitz entfacht. Keine, bis er der deutschen Komtesse begegnete. Da lernte Jontheer van Moelen die Liebe kennen.

Näher rückten die mächtigen Baumgruppen des Parkes von Dudeburg, nun ging es über eine Kanalbrücke, weit tal sich ein kunstvolles, schmiedeeisernes Gitter auf, mit leichter Schwenkung beschrieb der Wagen einen Halbkreis und hielt vor der Freitreppe. Ein Leontberger lag auf der obersten Stufe. Langsam erhob er sich und blickte mit geschickten Hundeaugen auf die Ankommenden. Er pendelte mit dem buschigen Schwanz, das war seine Begrüßung.

„Willkommen auf Dudeburg“, sprach Jontheer van Moelen, seine Stimme war voll Innigkeit und er hielt die Hand der Komtesse beim Aussteigen mit festem Druck.

(Fortsetzung folgt.)



Wahrer Reue gegenüber ist ein edler Mensch machtlos, er muß verzeihen.

## Macht Euch bereit!

(Original.)

Stimmungsbild von M. R.

Auf der C.-Höhe ist wieder der Teufel los. Ruhiger Nachmittagssonnenschein liegt über dem französischen Dorf W. hinter der deutschen Einschließungslinie von W. Vor den teilweise gerschossenen, teilweise stehengebliebenen Häusern stehen plaudernde Gruppen von Feldgrauen mit französischen Frauen, Mädchen und Kindern, sich des, durch den mehrmonatigen Umgang entstandenen, „welchen Dialekts“ bedienend, der eine lustige Mischung von deutschen und fran-



zöfischen Vokalen ist. Auf der Dorfstraße, welche erst durch deutsche Soldaten in fahrbaren Zustand gebracht worden ist — auch bei schlechter Bitterung —, wandeln Infanteristen der hier einquartierten Bataillone, Sanitätsoldaten und Artilleristen, um entweder die von einer Sanitätskompagnie eingerichtete Kantine aufzusuchen oder befreundete Kameraden zu besuchen und mit Landsleuten zu plaudern.

„Kein Hauch der aufgeregten Zeit  
Drang noch in diese Dörflichkeit!“

Könnte man fast verändert sagen. Doch seit 5 Uhr ist plötzlich dies Friedensbild gründlich verändert. Unaufhörlich rollt das Trommelfeuer der französischen Geschütze. Mehrere hundert Kanonen müssen die Franzosen wieder einmal zusammengezogen haben, um die G. Höhe endlich den Deutschen entreißen zu können. Einige der Soldaten sind auf unversehrte Dächer gestiegen, andere sind auf die leicht aufsteigenden Felder südlich des Dorfes gelaufen, um das Feuer zu beobachten. Die G. Höhe gleicht dem rauchernden Berge des Alten Testaments. Oft gleichzeitig und in immer rascherer Folge steht man die Rauchwolken aufschlagender Granaten und über dem Berge unzählbare Wölken plander Schrapnells. Doch nicht lange erfreuen sich die Dachsteiger ihres lustigen Ausgucks. Ein über der Mitte des Dorfes plander Schrapnell kündigt an, daß die französische Artillerie sich auf das Dorf einzuschließen beginnt, weil sie darin mit Recht unsere Reserven vermutet.

Gastig klettert alles herunter, denn schon hört man die ersten schweren Granaten, mit dem beim Durchschneiden der Luft entstehenden eigentümlichen „Bullern“, herankommen. Ein Krach — ein Haus, das schon bei einer früheren Beschädigung „led“ war, bricht zusammen wie ein Kartenhaus. Die Franzosen lasten das ganze Dorf, vom Oberdorf bis zum letzten Ende des langgestreckten Ortchens, mit ihren stählernen Ungetümern ab. Eine Granate schlägt in einen Steinhaufen, der wie ein schwarzer Regen über die Straße gestreut wird. Leider liegen einige Brave, von Stein- und Granatplittern getroffen, blutend in der Nähe der Einschlagstelle. Einzueilende Kameraden tragen die Schwerverwundeten fort, damit ihnen die erste Hilfe zuteil wird. Zwei Sanitätsoldaten stehen am Rande der Straße; da haut eine Granate zwischen sie in den weichen Boden. Beide Männer fliegen, wie von unsichtbaren Händen gehoben, zur Seite; unversehrt stehen sie auf und sehen sich mit bleichen Gesichtern an. Zum Glück war es ein Blindgänger, und sie sind mit dem bloßen Schrecken und mit heißer Haut davongekommen. Stumm im Angesicht des Todes und der Vernichtung ihrer Heimstätten durch die eigenen Landsleute stehen die Einwohner umher. Gehen hätte ja keinen Zweck, denn auch vor und hinter dem Dorfe schlagen vernichtend die französischen Granaten ein. Dampfe Ergebung ins Unabänderliche beherrscht die Gemüter.

Ganz eigentümlich mutet das unbekümmerte Umher-springen und Spielen der Kinder an. Immer lebendiger wirb's auf den Straßen. Radfahrer und Reiter reiten saufen die quer durch die Mitte des Dorfes führende Chaussee entlang. Bald fahren unaufhörlich lange Kolonnen von Geschützen und Munitionskarren durch den Ort. Immer belebter wird es. Aus entfernteren Dörfern herangezogene Reserven ziehen durch. Es sind Bayern. Alles kräftige Gestalten, denen die gesunde Kraft und Kampferwartung aus den Augen strahlt. Wohl sind es keine Garnisonssoldaten mit blanken Knöpfen und Helmen, nein, mit verwetterten Uniformen und spitzenlosen Helmen mit grauem Überzug, ziehen sie vorbei, muntere Soldatenscherze mit den umherstehenden Kameraden aus W. wechselnd. Was kümmert den unauffhaltsam vorbeiziehenden Zug dieser kampfgewohnten Truppen die fortwährend ins Dorf einschlagenden Granaten! Sie wissen nicht, wo sie in den nächsten Stunden von ihrem oberen Führer angeführt werden, und doch treibt sie der Wille des ihnen unsichtbaren Leiters vorwärts.

Wie eine große Offenbarung des Willens zur Macht zieht die unscheinbare, graue Marschkolonne vorüber. Immer heftiger rollt in der Ferne der Geschützdonner, ertönt das Knattern der Maschinen- und Kleingewehre. Noch hat kein Kommandowort die in W. einquartierten Kompagnien zur Bereitschaft befohlen, aber jeder einzelne hat das Gefühl, daß es dort drüben wieder einmal gilt, und sieht im Geiste das grimmige Ringen der in den Kampf gezogenen Kameraden und weiß, daß auch er noch sein Teil Arbeit bekommen wird.

Da fliegt auch schon vom Quartier zu Quartier, von

Mund zu Mund der erwartete Befehl: „Alarmbereit!“ Emfig packt jeder seinen Tornister und Brotbeutel und legt die Ausrüstungsstücke zurecht. Noch geht es nicht los, noch hat jeder Zeit, seinen Gedanken nachzuhängen. Das eigentümliche Gefühl der Spannung ist nur für kurze Zeit betäubt worden durch die Hast des Packens. Manch einer gedenkt noch einmal der Lieben, die mit Wangen und Sehnen zu ihm hinstreben, und sorgenvoll die Stirne gesenkt, fährt er sich finnend mit der Hand durch den üppig gewachsenen Kriegsbart.

Dort, an der Haustür des noch leidlich erhaltenen Hauses, neben der Schmiede, steht ein junger Korporal. Mit knapper Not dem Tode entkommen, als er bei dem Steinhaufen stand, in den die Granate einschlug, lehnt er, des Befehls zum Abrücken wartend, an den Türpfosten, die Zigarette sinnend zwischen den Fingern drehend. Schon einmal traf ihn die Kugel fast tödlich, und monatelang lag er schwer krank im Lazarett im lieben Vaterland. Geheilt lehrte er ins Feld zurück. — — —

Wohl lauert Gefahr hier allerorten, selbst im Quartier hinter der Front, aber was bedeuten des eigenen Lebens Ängste gegen des Vaterlandes Not! Unererschütterliche Pflichttreue im heiligen Dienst des bedrängten Vaterlandes und sicheres Vertrauen auf die Bestimmung, die Gott über das Schicksal eines jeden getroffen, wenn rings die Kugeln pfeifen und alle Schrecken des mörderischen Krieges an den Nerven zittern, läßt auch den schlichten Kämpfer groß erscheinen.

## 22 = Bunte Welt. = 22

### Aus der Kriegszeit.

24 Stunden hinter dem feindlichen Schützengraben. Ein Beispiel von Geistesgegenwart und Unergründlichkeit gab der Musketier Losberg aus Hamborn, Kreis Ruhrtort (Rheinland), von der 9. Kompagnie Infanterie-Regiments Nr. 16. Raum 20 Jahre alt und erst 8 Wochen vor dem Feinde stehend, bewies er durch nachstehende Tat, daß unsere Rekruten ihren kriegserfahrenen älteren Kameraden in keiner Weise nachstehen. Anfang Juni sollte Art und Stärke der Besetzung des feindlichen Grabens festgestellt werden. Losberg meldete sich freiwillig zu diesem Unternehmen. Unter Ausnutzung des Geländes gelang es ihm, bei Dunkelheit unbemerkt an dem feindlichen Graben heranzukommen. Ein Blick in den Graben hinein zeigte ihm, daß er sich an einer schwach besetzten Stelle befand. Ein kühner Sprung brachte ihn glücklich über den Graben herüber. Vom Posten unbemerkt, kroch er vorsichtig am Grabenrand entlang und konnte so wichtige Feststellungen machen. Nur dem Umstand, daß die feindlichen Posten ihre Aufmerksamkeit auf das vor ihnen liegende Gelände richteten, verdankte er es, unentdeckt zu bleiben. Bei Tagesanbruch wurde es im Graben lebendig, die neue Besetzung traf ein. Losberg sah seinen Rückzug abgeschnitten. In seiner gefährlichen Lage benutzte er ein etwa 8 Meter hinter der ersten feindlichen Stellung befindliches Granatloch, um sich zu verbergen. Ohne einen Bissen Brot und ohne einen Schluck Wasser verbrachte er hier den folgenden Tag, ständig dem eigenen Artillerie- und Minenfeuer ausgesetzt. Nach Einbruch der Dunkelheit gelang es ihm, den feindlichen Graben nochmals zu überspringen und unversehrt zur eigenen Stellung zurückzukehren, wo er der Kompagnie seine wichtige Meldung überbringen konnte. Als Andenken hatte er sich einige Rahmen Patronen der Gegner mitgebracht. In Anerkennung der so mutig durchgeführten Erkundung erhielt der junge Musketier das Eiserne Kreuz und wurde zum Unteroffizier befördert.

Ein Braunschweiger Held. Eines Mannes Name verdient in der Geschichte des Reserve-Infanterie-Regiments Nr. 78 einen besonderen ehrenvollen Platz einzunehmen: Hans Bloßfeld, Gefreiter der 6. Kompagnie. In starker Scharen kam der Feind am 22. Februar zum Sturmangriff vorgelaufen. Bloßfeld stand neben seinem Hauptmann, vor sich einen großen Haufen von Handgranaten; mit eisiger Ruhe, als handle es sich um eine Übung auf dem Exerzierplatz, wandte er sich an seinen Kompagnieführer mit den Worten: „So, Herr Hauptmann, nun kann es losgehen!“ Schnell entledigte er sich seines Rappels und seines Nodes, um besser werfen zu können, stieg auf die Brustwehr des Grabens



und ungeachtet der vielen rings um ihn einschlagenden Geschosse warf er eine Handgranate nach der anderen gegen den anstürmenden Feind. Dieser stugte und machte dann kehrt. Fast schien es, als sei Bloßfeld gegen die feindlichen Kugeln gefeit, da — als der Feind im Zurückweichen war, ereilte ihn sein Schicksal. Durch den Kopf getroffen, stürzte er rücklings in den Graben. Die höchste Auszeichnung, das Eisene Kreuz I. Klasse, wäre ihm für sein heldenmütiges Verhalten, das er auch in früheren Tagen oft bewiesen hatte, zuteil geworden. Nun ruht er auf dem stillen Soldaten-Friedhof im Walde neben manchen seiner Kameraden. Sein Name wird im Regiment unvergessen bleiben.

**Väterchens Kulturträger.** Die Münchener „Jugend“ brachte in einer ihrer letzten Nummern die klarsinnige Betrachtung eines russischen Gefangenen, der unter der Pumpe des Gefangenelagers einen deutschen Soldaten sich waschen sieht und ob dieses Anblicks den Ausdruck tut: „Deutscher Volk doch Barbarer-Volk! Schmiert sich Rudär Seife ins Gesicht, statt daß frisiert!“ — Daß diese Satire auf russische Kulturzustände keineswegs eine Übertreibung ist, sondern im Gegenteil den Nagel durchaus auf den Kopf trifft, geht aus einem wirklichen Geschehnis unserer Tage hervor. Wie uns aus Mannheim geschrieben wird, ist dort in einer Fabrik eine Anzahl russischer Gefangener zur Aushilfe beschäftigt. Die Fabrikleitung hatte einen großen Raum als Schlafsaal für die Russen hergerichtet und darin, wie es nun einmal im barbarischen Deutschland üblich ist, saubere mit Kattun bezogene Betten aufgestellt. Wie sehr aber war man erstaunt, daß die Russen, als ihnen ihre Schlafstätten angewiesen wurden, mit den Betten nichts anzufangen wußten. Die meisten von ihnen erklärten offen, daß sie noch nie in einem so eigenartigen Bau, wie es das Bett sei, eine Nacht zugebracht hätten, und es bedurfte einiger Überredungskunst, sie überhaupt dazu zu bewegen, sich wenigstens halbwegs zu entkleiden und „in die Falle“ zu gehen. Als dann am andern Morgen beim Waschen Seifenstückchen unter die Russen verteilt wurden, war die Ratlosigkeit der armen Kerle wiederum groß. Raum einer Begriff den Zweck dieser Maßnahme. Viele mochten die appetitlich geformten Stücke für eine Art von Frühstücksbrötchen halten, und so biß der eine und der andere voll Verlangen hinein, bis ihm der verteufteste öble Geschmack die Erkenntnis verschaffte, daß Seife zum Essen „niz gut“ ist. Es blieb nichts anderes übrig, als die Ruskis, bevor sie an die Arbeit gingen, zunächst einmal gründlich im Gebrauch der Seife zu unterweisen. — Was wird Väterchen bloß sagen, wenn er dereinst seine reingewaschenen Ruskis wiederseht!

**Das französische Drafel über die Kriegsbauer.** Das französische Publikum hat sich im Verlaufe der langen Kriegsmomente in zwei Lager geteilt: Optimisten und Pessimisten. Kein zweites Volk ist so sehr den Stimmungen des Augenblicks, den Einflüssen geheimnisvoller Quellen, der Sensation, Ausschmückung und Verbreitung von Gerüchten zugänglich, wie die Franzosen. Daher kommt es, daß in Paris und in der Provinz der Austausch von „Informationen“, „Neuigkeiten“ und „Prophezeiungen“ die seltsamsten Wüten treibt. Unter allen brennenden Fragen, die der Erörterung der französischen Bürger zugewandt liegen, hat eine Frage immer mehr an Dringlichkeit zugenommen: Wie lange wird der Krieg noch dauern? Um sich über diesen Punkt Klarheit zu verschaffen, hat die Zeitschrift „Jo sais tout“ unter dem Motto „Wann wird der Friede kommen?“ an die bekanntesten Persönlichkeiten Frankreichs eine Rundfrage gerichtet, der wir die folgenden Äußerungen entnehmen: Stephen Pichon, der einstige Minister des Äußern, ist der zweifellos richtigen, aber nicht sehr neuen Ansicht, daß die Kriegsbauer von der Ausdauer der Beteiligten abhängig ist. Der bekannte Schriftsteller und Chefredakteur des „Figaro“, Alfred Capus, sagt: „Die Einnahme Warschaws durch die Deutschen rückt das Ende des Krieges wieder in die Ferne. Im allgemeinen glaube ich, daß der Krieg nicht lange sein jetziges Aussehen behalten kann. Ich will damit sagen, daß die ganz großen Kämpfe vor der Rückweisung der Armeen aufhören werden, und daß, wenn der Kriegszustand noch lange dauert, die eigentlichen Schlachten immer seltener werden müssen. Wir haben schon zwei Arten des Krieges kennen gelernt: den Kampf in Bewegung und den Stellungskampf. Ich denke an eine dritte Art: die Untätigkeit in festen Stellungen; ein kampfloses, bewaffnetes Gegenüberliegen der Gegner, während die Verhandlungen

sich hinziehen. Es ist möglich, daß die Schlachten früher aufhören, als der Krieg.“ Der Akademiker Gabriel Bonotanz glaubt an eine sehr lange lange Kriegsbauer: „Wir haben ursprünglich durch unseren Optimismus gesündigt; und jetzt wandelt sich dieser Optimismus allzuleicht in Pessimismus oder zumindest in Erschlaffung. Wahrscheinlich wird der Krieg sehr lange dauern müssen. Die Einnahme von Konstantinopel könnte vielleicht eine Entscheidung bringen.“ Der Senator Charles Humbert, der erst vor kurzem die Leitung des Pariser „Journal“ übernommen hat, kleidet seine Antwort in den dringenden Ausruf: „Kanonen, Munition! . . . So lange der schreckliche Gegner nicht aus unserem Lande getrieben ist, können wir nicht oft genug diese Forderung wiederholen. Denn wir haben eine Diktation erhalten, die entsetzlich und blutig ist.“ Der Präsident der Handelskammer, David-Mennet, schlägt dumpfe Töne an: „Der Besiegte wird die ganze Rechnung bezahlen müssen. Wehe dem, der verliert.“ Über die Frage, wer der Besiegte sein wird, gibt Herr Mennet leider keine bestimmte Auskunft. Sehr bestimmt drückt sich hingegen der in Paris lebende amerikanische Architekt Whitney-Barren aus, der Frankreich als seine zweite Heimat ansieht: „Ich sehe“, sagt er in prophetischem Tone, „den Krieg sich noch über ein oder zwei Winter ausdehnen. . . .“ Wie man sieht, ist die Sprache der französischen Auguren ebenso unsicher wie die ihrer Kanonen. . . .

**Der Brief des Negerfürsten an den König von England.** Die Heranziehung der verschiedenlichst gefärbten Rassen zur Unterstützung der Alliierten im Kampf gegen die deutschen „Barbaren“ hat den besonders in Frankreich und England früher so sehr gepflegten Rassenstolz notwendigerweise über den Haufen geworfen. Wer die Wölfe ruft, muß mit ihnen heulen. . . . Die Pariser Gesellschaft mußte sich darein finden, daß ein schwarzer Prinz als französischer Advokat in ihre Salons Einlaß begehrte. Und der hochmütige weiße Bürger Englands kann nicht mehr so vollkommen den Verkehr mit den „Farbigen“ vermeiden. Diese Zustände haben auch eine äußerliche Annäherung zwischen dem Hofe König Georgs und den England untertanen exotischen Herrschern zur Folge gehabt, und es wäre interessant, den Briefverkehr der hochadeln Lords und Pairs mit den dunkelhäutigen Fürstlichkeiten einer näheren Betrachtung zu unterziehen. Der in einer der letzten Nummern der „Daily Mail“ veröffentlichte Brief des Kamerunfürsten Shehu von Bornu kann als bezeichnende Kostprobe gelten. Das Schreiben, das — wie die „Daily Mail“ meint — an die Märchentage von „Tausendundeine Nacht“ erinnert, lautet in deutscher Übersetzung: „Im Namen Gottes, des Barmherzigen, des Gütigen. Lob sei Gott, Friede seinem Propheten. Dieser Brief ist gesandt durch den Sklaven Gottes, Abubakar Shehu von Bornu, Sohn des Shehu Ibrahim, Sohn des Shehu Umar, Sohn des Shehu Rohaman Lamino Kanemi. Ich, Shehu von Bornu, eingesetzt durch die Macht des Königs von England, schreibe an unseren Gütes wünschenden Herrn, den Vertreter des Königs von England, den Gouverneur Lugard, die ergebensten Grüße. Segen und Größe sei mit Dir! Wir haben die Nachricht erhalten, daß Gott dem König von England Sieg geschenkt hat über die deutsche Kraft. Unsere Herzen sind mit Freude gefüllt. Wir und unser Volk vergnügen uns zur Feier des Erfolges. Drei Tage haben wir den öffentlichen Lustbarkeiten gewidmet. Als unsere Freuden beendet waren, rief ich meine Ratgeber zusammen. Wir hielten eine gemeinsame Beratung ab. Wir sagten, daß die Summe von 3500 Pfund, die wir durch den Mund von Zulkadab der Kriegskasse spendeten, nicht genug war. Ich und meine Ratgeber waren darüber einig. Wir sagten, daß wir eine neue Spende machen mußten, um den König von England, unseren Herrn, zu kräftigen, damit er seine Feinde aufessen möge. Der Kanzler Rimam Amsami sagte zu mir: „Oh, Shehu, wenn du auch Geld und Vieh gesandt hast, bedente, dies ist nicht genug. Der Schahmeister Mallam Muktar sagte zu mir: „Es ist kein Mangel in unserer heimlichen Kasse. Was werden auch die Steuern bezahlet werden.“ Aus diesem Grunde haben ich und meine Ratgeber beschlossen, 1000 Pfund zu spenden. Wir bitten Gott, daß er seine Bemühungen für den Sieg des Königs von England in allen Teilen der Welt fortsetze. Möge Gott ihm ein langes Leben schenken. Dir, Gouverneur Lugard, möge Gott die Tage verlängern. Grüße! Geschrieben am Mittwoch, dem 17. Tag von Schaabam, im Jahre der Hira 1333.“